

(aus: SAP-Zeitung Nr. 26, Oktober 2014)

Christian Schacht

Über das Lesen psychoanalytischer Texte, oder: Sympathie für Fische auf dem Trockenen

(Leicht veränderte Fassung eines für die Jubiläums-Nummer des *Werkblatt*, Nr. 73, 2/2014, geschriebenen Beitrages)

Ich erzähle im Folgenden von Leseerfahrungen mit psychoanalytischer Literatur. Meine Ausführungen sind privatsprachlich formuliert, und sie sind aus einer deklariert subjektiven Perspektive heraus geschrieben. Allerdings weiß ich aus Gesprächen, dass solche und ähnliche Erfahrungen (samt dem Versuch, sie gedanklich zu ordnen) von anderen Kolleginnen und Kollegen auch gemacht werden. Vielleicht kann ich dazu anregen, diese Lese-Erlebnisse genauer zu reflektieren und zur Diskussion zu stellen.

Es gibt – im *Werkblatt* zum Glück eher selten – psychoanalytische Texte, die mich auf zwiespältige Weise beeindruckten und irritieren. Sie wirken auf mich, als könnten ihre AutorInnen sich im psychoanalytischen Sprach- und Denksystem bewegen wie Fische im Wasser. Sie scheinen in ihrem Element zu sein: als hätten sie eine Sprache gefunden, in der (und derer) sie sich sicher fühlen. In dieser wird dann im *Gestus des Wissenden* formuliert - manchmal elegant und klar, manchmal dunkel und mir kaum verständlich.¹

Bekanntlich kommt dieser *Gestus des Wissenden*, der zunächst einmal natürlich weder im Positiven noch im Negativen irgendeine Auskunft über den Wahrheitsgehalt der damit getätigten Aussage gibt, schon bei Freud vor: An bestimmten Stellen, in bestimmten Auseinandersetzungen nimmt er ihn ein. Man

¹ Letzteres betrifft keineswegs nur (wenn auch häufig) lacanianische Texte. Bei besonders dunklen Predigten kann dann eine Schrift-Auslegung durch entsprechende Schriftgelehrte hilfreich sein (bzw. bei Übersetzungen aus dem Französischen eine zusätzliche „Übersetzung“).

denke etwa an den prägnanten Satz in einem Brief an Ferenczi: „Wir sind im Besitz der Wahrheit“ (Freud 1992, S. 216). Über die problematischen Aspekte einer solchen *Wahrheitsgewissheit* für den Prozess wissenschaftlicher Erkenntnisbildung hat Gerd Kimmerle einen scharfsinnigen Aufsatz geschrieben (Kimmerle 2012, S. 638ff.).

Jedenfalls gibt es in der Psychoanalyse eine Tradition dieses „Gestus des Wissenden“ (in der Theorie wie in der Praxis), die offensichtlich von manchen Kolleginnen und Kollegen aus Gründen, die vorerst im Dunkeln liegen, als besonders attraktiv empfunden wird.²

In anderen psychoanalytischen Texten (erfreulicherweise auch oft im *Werkblatt*) werde ich vom Autor nicht von der Position des Wissenden aus angesprochen. Sondern ich werde dazu eingeladen, einem gedanklich – manchmal eher mühsam, manchmal eher lustvoll - *Arbeitenden* bei der Arbeit zuzusehen bzw. ihn gedanklich zu begleiten. (Das Nachvollziehen der im Text entwickelten Gedanken wird dann, je nachdem, selbst auch wieder eher mühsam oder eher anregend sein. Im zweiten Fall kann beim Lesen neben Respekt auch intellektuelle Lust entstehen, manchmal sogar so etwas wie Dankbarkeit.)

In einem solchen *Gestus des Arbeitenden* ist der Großteil der Schriften Freuds verfasst, und ich denke, daher rührt ein wesentlicher Teil ihrer so anregenden Wirkung: dass Freud über weite Strecken eben nicht scheinbar endgültiges „Wissen“ präsentiert, sondern seine Denkbewegungen als *Bewegungen* (auch als *Such-Bewegungen*) sichtbar macht, dass Denkmodelle als *Modelle* kenntlich werden (erst recht, wenn er sie dann wieder verwirft oder weiterentwickelt) - und nicht zuletzt: dass der gedanklich Arbeitende *in* seiner Arbeit und *als* der Arbeitende präsent ist.

² Frühe Beispiele für diesen Gestus finden sich in zahlreichen „Deutungen“ von Kunstwerken und Künstlern durch die Generation um Sadger, Stekel, Reik usw. – Überliefert ist übrigens auch eine frühe differenziert-ablehnende Reaktion durch einen Nicht-Psychoanalytiker eben darauf. Arthur Schnitzler notierte am 8.7.1913 folgenden Traum: „(...) Nun bin ich mit Dr. Reik irgendwo, er wird witzig, intim, was ich ärgerlich ablehne, sogar handgreiflich; als er gekränkt ist, tuts mir leid, bin gleich gut zu ihm; auch ein Gescheiterer ist da (Dr. Sachs?, unsichtbar). Ich spreche aus: Der nächste große Mann wird der sein, *der der Psychoanalyse ihre genauen (?) Grenzen anweist*, was zu meiner Verwunderung auch Reiks Beifall findet.“ (Schnitzler 2012, S. 66; Hervorh. C.S.).

In der „Deutung“ seines Traums schreibt Schnitzler dazu lapidar: „(...) Meine Kritik der Psychoanalyse braucht keiner Deutung mehr.“ (a.a.O., S.67)

Bis heute – und vielleicht in den letzten zwanzig Jahren sogar mehr als früher? – entstehen zahlreiche psychoanalytische Texte (Artikel, Bücher, Vorträge), die einen solchen *Gestus des Arbeitenden* erkennen lassen. Dies übrigens ganz unabhängig vom Thema, d.h. es kann sich beim jeweiligen Werk inhaltlich um psychoanalytische Gesellschafts- und Kulturkritik handeln, um psychoanalyse-historische Arbeiten, um Bezugnahmen verschiedener psychoanalytischer Schulen aufeinander, um Reflexionen zur psychoanalytischen Praxis, usw.³

Erweckt die erstgenannte Gruppe von Texten in mir die Vorstellung, ihre Verfasser wären wie „Fische im Wasser“, so fraglos „daheim in ihrem Element“, so lässt sich die zweite Gruppe vielleicht am besten mit ausdauernden Schwimmern in tiefem Wasser vergleichen, oder mit Seeleuten, die – ungeachtet des schwankenden Bodens unter ihnen – ihr Forschungsschiff in interessanten Gewässern kreuzen lassen.

In meiner Wahrnehmung gibt es dann noch eine dritte Art von psychoanalytischen Texten⁴, der meine besondere Sympathie gehört: Es handelt sich um jene Texte, in denen speziell – um in der Metapher zu bleiben – die Tiefe der See (oder das Schwanken des Schiffes) *selbst* zum Thema wird.

Hier wird keine Sicherheit geboten, und von *Wahrheitsgewissheit* kann keine Rede sein. Im Gegenteil: Psychoanalytisches Denken selbst erscheint hier als eine

³ Von den zahlreichen Texten, in denen der oben skizzierte „Gestus des Arbeitenden“ deutlich wahrnehmbar ist, seien hier stellvertretend nur einige wenige genannt, die mich in den letzten Jahren besonders beeindruckt haben: Benetka (2007), Fallend (2010), Falzeder (2004), Heenen-Wolff (2012), Lackinger (2013), Mertens (2011), Müller-Pozzi (2008), Pflichthofer (2012), Poland (2009), Rosenblom (2009), Shaked (2011), Zwiebel (2007)...

⁴ Zu erwähnen wären noch Texte im *heroischen* Gestus: Neben zahlreichen Arbeiten, in denen die besondere gesellschafts- und ideologiekritische Potenz der Psychoanalyse präzise dargelegt bzw. (im „Gestus des Arbeitenden“) entwickelt und ausgeübt wird, gibt es auch Schriften, in denen diese Potenz nicht umgesetzt, sondern lediglich postuliert, gepriesen und beschworen wird. Solche Texte wirken auf mich wie begeisterte Einladungen an PsychoanalytikerInnen, sich selbst und die eigene community als ungewöhnlich tapferes Fähnlein der sieben Aufrechten wahrzunehmen. – Jenseits aller Ironie bezüglich des „heroischen Gestus“ ist die politische Selbstwahrnehmung von PsychoanalytikerInnen (bzw. deren Vermeidung) allerdings ein spannendes Thema, auf das ich an dieser Stelle nicht eingehe.

intelligente Möglichkeit – vielleicht eine der intelligentesten? -, mit Unsicherheit (im Sinne eines Verzichts auf „Wahrheitsgewissheiten“) umgehen zu lernen.

Entscheidend ist dabei nun allerdings, dass auch *darüber* wiederum nicht von einem (scheinbar sicheren) „psychoanalytischen Ufer“ aus referiert wird. Sondern *dass im Text selbst* das Aushalten von Unsicherheit, von Skepsis und von offenen Fragen sozusagen ein Stück weit „vorgemacht“ oder „vorgelebt“ wird.

In Freuds Oeuvre lassen sich schöne Beispiele für einen solchen *Gestus des nachdenklich Fragenden* finden. (Und das sind wohl nicht zufällig oft gerade jene Passagen - speziell in seinen kulturkritischen Schriften -, in denen seine schriftstellerisch-literarische Potenz besonders deutlich wird.) Aber auch in Texten aus jüngerer Zeit kann man diese Haltung feststellen; als Beispiele nenne ich etwa die ungewöhnlichen Aufsätze von Pierre Passet (2009), Gerhard Schneider (2012), oder Jan Philipp Reemtsma (2008).

Es geht hier also um Texte, in denen der psychoanalytische Sprachkosmos *nicht* als (denk-)sicherheitsgebendes, quasi „natürliches“ Element vorausgesetzt wird, sondern wo der Boden schwankend und das Wasser beunruhigend tief ist (und bleibt).

Oder, um die Metapher von oben noch einmal aufzugreifen: Diesmal würde es sich nicht um „Fische im Wasser“ handeln, sondern im Gegenteil um „Fische auf dem Trockenen“, um Fische nämlich, die – zumindest zeitweilig – das heimatliche Element verlassen haben und nun auch die damit möglicherweise verbundenen Schrecken und Verunsicherungen aushalten müssen.⁵

Wieso ist mir diese spezielle Art von Texten so sympathisch und wichtig?

Natürlich spielt auch Biographisches eine Rolle. Wer in einem Milieu aufgewachsen ist, das von sprachmächtig vorgetragenen, angeblichen (Glaubens-)„Gewissheiten“ geprägt war, dem bleibt Skepsis später vermutlich besonders wertvoll.⁶

⁵ Mag sein, dass die Wasser- und Meeresmetaphorik, mit der Goldschmidt (1999) so wunderbar arbeiten konnte, hier etwas überstrapaziert wird. - Wem das Bild von den „Fischen auf dem Trockenen“ zu unangenehm oder zu bedrohlich ist, den kann vielleicht der Gedanke trösten, dass es angeblich auch *Lungenfische* gibt, die sowohl im Wasser als auch in der Luft atmen können.

⁶ Vor einem solchen biographischen Hintergrund erscheint es z.B. als ein - auch mithilfe der eigenen Analyse mühsam und lustvoll errungenes (und immer wieder neu zu erringendes) -

Aber es geht noch um ein anderes Thema, das ich hier nur grob skizzieren kann. Psychoanalytisches Denken wird m.E. dort auf spezifische Weise interessant, wo es seine eigene Entwicklung, seinen eigenen „Untergrund“, kritisch hinterfragt. In diese Richtung weist Gamm, wenn er allgemein fragt, „aus welchem Grund eigentlich Freud die Wissenschaft – gleichfalls Teil des soziokulturellen Systems – nicht ebenso einer Psychoanalyse unterzieht, wie die anderen, kulturell vergleichbaren Institutionen der Selbstvergewisserung und Selbstverständigung? *Warum also keine Affektanalyse des Wissenschaftshandelns?*“ (Gamm 1989, S. 155; Hervorh. C.S.).

Für Freud hat sich diese Frage wohl deshalb nicht gestellt, weil sein „empiristisches Wissenschaftsverständnis und der zugehörige abbildtheoretische Wahrheitsbegriff“ (Kimmerle 2012, S. 640) derlei gar nicht zuließen bzw. ihn davor bewahrten. Nimmt man die Frage aber ernst, und bezieht man sie auch auf *psychoanalytisches* „Wissenschaftshandeln“, dann beginnt, salopp gesagt, der Boden gehörig zu schwanken. (Und gleich wird der Wunsch nach Sicherheit, nach einem festen Untergrund spürbar...)

Die drei oben genannten Arbeiten sehe ich als Beispiele dafür, wie hervorragend sich gerade psychoanalytisches Denken dafür eignet, diese Unsicherheit nicht nur auszuhalten, sondern dieses (unser) Schwanken (und seine Wirkung auf uns, unseren Umgang damit) zu untersuchen.

Menschenrecht, Ungewissheiten *wahrzunehmen* und *auszuhalten* (statt sie zu beschwichtigen), oder: mit offenen Fragen leben zu lernen (statt sie zu verleugnen). Auf dieses Menschenrecht will ich nun nicht mehr verzichten, auch nicht zugunsten der Verlockung, mit der Zugehörigkeit zu einer in *Wahrheitsgewissheit* verbundenen Gemeinschaft – diesmal: derjenigen von „wahrheitsgewissen“ PsychoanalytikerInnen – (wieder) so etwas wie illusionäre Sicherheit, Beheimatung usw. zu finden. Und so fühle ich mich unter anderen tendenziell „Heimatlosen“ („Fischen auf dem Trockenen“) zwar nicht beheimatet, aber doch relativ wohl.

Allgemein gesprochen: Wir kommen m.E. um die individuell-biographisch bedingte Unterschiedlichkeit unserer jeweiligen (auch affektiven) Reaktionen auf diverse „Gewissheits“-Angebote nicht herum. Sinnvoll darüber austauschen können wir uns nur, wenn wir unseren jeweiligen subjektiven Erfahrungshintergrund möglichst präzise reflektieren und deklarieren. Am besten lässt sich das mit einem Bild verdeutlichen (*noch* eine Wassermethapher): Man stelle sich vor, dass zwei Menschen, von denen der eine fast in einem See ertrunken wäre und der andere in einer Wüste beinahe verdurstet wäre, ein Gespräch über das Thema „Wasser“ führen...

Im Bild: Weder erscheint hier ein psychoanalytisches Denkmodell als sicheres Ufer, noch bewegt sich der psychoanalytisch Denkende wie ein „Fisch im Wasser“. Eher ist er vielleicht ein Bote, der uns verschiedene Botschaften bringt: Erstens die (immer wieder gerne vergessene) Kunde, dass wir nicht so Herren im eigenen Haus sind, wie wir es uns gerne vorstellen. Eine zweite Botschaft aber, und das wäre die eigentliche Pointe, ist: Der Bote ist sich hier dessen bewusst – und er teilt es mit –, dass dieses Manko (wenn man es als solches sehen will) notwendigerweise *auch ihn selbst und seine Botschaft* betrifft (und dass auch er, der Bote, mit dieser Verunsicherung immer wieder neu umzugehen lernen muss).

Genau hier, also bei Texten, die sich ihrem jeweiligen Thema auf diese Weise nähern, in diesem „Tonfall“ sozusagen – der vom *Gestus des Wissenden* weit entfernt ist, dafür aber relativ nahe der inneren Arbeit des Analytikers/der Analytikerin hinter der Couch –, finde ich die Lektüre psychoanalytischer Literatur immer wieder besonders spannend.

Literatur:

- Benetka, Gerhard (2007): Freud und die modernen Neurowissenschaften. In: Werkblatt. Zeitschrift für Psychoanalyse und Gesellschaftskritik. Nr. 58, S. 25-40
- Fallend, Karl (2010): „Carusos Erben“. Reflexionen in einer erhitzten Auseinandersetzung. In: Werkblatt. Zeitschrift für Psychoanalyse und Gesellschaftskritik. Nr.64, S. 100-127
- Falzeder, Ernst (2004): Beruf: Psychoanalytiker. Über die Anfänge eines Berufsstandes. In: Jahrb. Psychoanal 49, S. 139-204
- Freud, Sigmund u. Sandor Ferenczi (1993): Briefwechsel. Hg. Von E. Brabant, E. Falzeder u. P. Giamperi-Deutsch unter der wissenschaftl. Leitung von A. Haynal. Bd.I/2: 1912-1914. Wien, Köln, Weimar: Böhlau
- Gamm, Gerhard (1989): Rezension (zu Peter Gay: „Ein gottloser Jude“. Sigmund Freuds Atheismus und die Entwicklung der Psychoanalyse). In: Luzifer-Amor, Zeitschr. zur Geschichte der Psychoanalyse, 2. Jg., H. 3, S. 152-155
- Goldschmidt, Georges-Arthur (1999): Als Freud das Meer sah. Zürich: Ammann
- Heenen-Wolff, Susann (2012): Die psychoanalytische Kur als letzte Rettung. Eine Zukunftsdiagnose. In: Werkblatt. Zeitschrift für Psychoanalyse und Gesellschaftskritik. Nr. 68, S. 21-47
- Kimmerle, Gerd (2012): Am Beispiel Freud. Wahrheitsvoraussetzungen in der Wissenschaftsgeschichte. In: Psyche – Z Psychoanal 66, S. 638-648
- Lackinger, Fritz (2013): Zum Forschungsbegriff der Psychoanalyse. In: texte. psychoanalyse. ästhetik. kulturkritik. 33.Jg., Heft 1, S. 66-85
- Mertens, Wolfgang (2011): Psychoanalytische Schulen im Gespräch. Bd. 1 und 2. Bern: Hans Huber
- Müller-Pozzi, Heinz (2008): Eine Triebtheorie für unsere Zeit. Sexualität und Konflikt in der Psychoanalyse. Bern: Hans Huber
- Passett, Pierre (2009): Über die Zweizeitigkeit des Analytikerwerdens. In: Werkblatt. Zeitschrift für Psychoanalyse und Gesellschaftskritik. Nr. 63, S. 39-69

- Pflichthofer, Diana (2012): Spielregeln der Psychoanalyse. Gießen: Psychosozial
- Poland, Warren S. (2009): Probleme des kollegialen Lernens in der Psychoanalyse: Narzißmus und Neugier. In: Psyche – Z Psychoanal 63, Supplement 2009, S. 3-24
- Reemtsma, Jan Philipp (2008): Wie weiter mit Freud? In: Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.): Wie weiter mit...?, S. 1-50, Hamburg: Hamburger Edition
- Rosenblom, Steven (2009): Jazz und Psychoanalyse. In: Werkblatt. Zeitschrift für Psychoanalyse und Gesellschaftskritik. Nr. 62, S. 47-56
- Schneider, Gerhard (2012): Die Psychoanalyse ist ein Humanismus. In: Psyche – Z Psychoanal 66, S. 675-701
- Schnitzler, Arthur (2012): Träume. Das Traumtagebuch 1875-1931. Göttingen: Wallstein
- Shaked, Josef (2011): Ein Leben im Zeichen der Psychoanalyse. Gießen: Psychosozial
- Zwiebel, Ralf (2007): Von der Angst, Psychoanalytiker zu sein: Das Durcharbeiten der phobischen Position. Stuttgart: Klett-Cotta